

Kapitel V

Der hohe Besuch – oder: Revolutionäres Aufbegehren?

*Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschienen ...
Aus vollem Herzen rufen wir: Heil uns, der Zar ist da!
Du bist ein grosser Held! Vivat! Halleluja!“*

Albert Lortzing, Zar und Zimmermann, 3. Akt 1. Auftritt

I

Die Stimmung im Ort war gedrückt, kein Lachen war zu vernehmen. Selbst die Kinder verhielten sich still, es gab kein Lärmen und Toben. Die Erwachsenen waren schweigsam und sprachen nur das Nötigste. Jeder ahnte, dass etwas Schlimmes passiert sein musste. Das Unheil brachte die Menschen für einige Zeit zur Selbstbesinnung. Über D. senkte sich eine Art grauer Vorhang

Es dauerte drei Tage, bis der Leichnam Wilhelms gefunden wurde. Er lag unweit der Brücke über den kleinen Fluss etwa 1 Meile außerhalb von D. Die am Gürtel befestigten und in den Rocktaschen versenkten Steine waren ein untrügliches Zeichen für einen Freitod. Doch der Bürgermeister hieß die, die ihn gefunden hatten, Stillschweigen bewahren. „Es ist nicht nötig, dass die Kinder davon erfahren.“ So wurde denn die Nachricht verbreitet, Wilhelm Faßbender sei in den Fluss gefallen und so unglücklich mit dem Kopf aufgeschlagen, dass er die Besinnung verloren hatte und ertrunken war.

Gut eine Woche später kam der Bruder des Toten. Er machte zunächst beim Bürgermeister seine Aufwartung. „Ich werde die Kinder mitnehmen und sie wie meine eigenen drei ansehen. Unter anderen Kindern werden die beiden die schlimmen Tage am besten vergessen können. Für das Begräbnis meines Bruders will ich sorgen, doch für den Hof, das Vieh und das Mobiliar habe ich kaum Verwendung. Wäre es zu viel verlangt, die Gemeinde zu bitten, die Versteigerung für mich, oder besser für die beiden Waisen vorzunehmen?“

Carl Hofmeister nickte. „Das werden wir tun und den Advokaten Bamberger aus Mainz als sachkundigen Gewährsmann beziehen. Aber“, Carl wirkte etwas unsicher, „da ist noch eines, was ich Ihnen nicht vorenthalten darf. Ihr Bruder ist keines natürlichen Todes gestorben – er hat seinem Leben selbst ein Ende gesetzt.“ Sein Gegenüber wirkte konsterniert. „Warum nur, Wilhelm war nie schwermütig.“ „Lest selbst“, antwortete der Bürgermeister und überreichte den Abschiedsbrief. Der Bruder überflog die Zeilen und schlug die Hände zusammen. „Hätte ich nur etwas von den Schwierigkeiten gewusst – vielleicht hätte doch ich helfen können!“ Er reichte den Brief an Carl zurück, doch dieser wehrte ab. „Behalten Sie ihn nur – er gehört der Familie, nicht mir.“

Natürlich machte sich der Bruder Sorgen wegen des Begräbnisses. „Ich möchte nicht, dass mein Bruder auf dem Schandacker landet. Wenn ihm hier kein

christliches Begräbnis gewährt wird, dann will ich seinen Leichnam wohl mit nach Kandel nehmen. Aber eigentlich sollten die Gatten hier im Tode vereint sein.“ „Machen Sie sich keine Sorgen“, beruhigte ihn der Bürgermeister. „Offiziell war Ihr Bruder Opfer eines unglückseligen Vorfalls. So sieht es auch der hiesige Pfarrer.“

Nach dem Begräbnis, zu dem fast der gesamte Ort gekommen war, fuhr der Bruder mit den beiden Waisen ins heimische Kandel. Die Kleinen weinten jämmerlich, weil sie allein, ohne Eltern ihre Heimat verlassen sollten. Der vertraute Hof, die liebgewonnenen Mägde – alles sollte zurückbleiben. Die Witwe Leitner dauerten die zwei Kinder so sehr, dass sie in die große Truhe schaute, in der ihr Mann einst alle möglichen Dinge aufbewahrt hatte. Nach langem Suche fand sie endlich das Gewünschte: Zwei kleine hölzerne Handpuppen – Kasper und Liesl – mit bunten Gewändern und roten Zipfelmützen. Sie ging zum Wagen, auf dem die beiden Kinder bereits Platz genommen hatten, und drückte ihnen die Püppchen in die Hand. „Gott segne euch und beschütze euch auf allen euren Wegen.“ Sie wandte sich ab und wischte sich ganz verstohlen ihre Tränen aus dem Augen.

Doch nun galt es die ganze Aufmerksamkeit des Ortes auf den Besuch der großherzoglichen Delegation zu lenken ...

II

In allen Häusern wurde das Unterste zuoberst gekehrt, um die rechte Garderobe für den großen Tag zu suchen. Und nicht selten erscholl eine weibliche Stimme mit dem Schreckensruf, sie habe nichts Passendes anzuziehen. Auch im Hause des Bürgermeisters blieben solche Szenen nicht aus. „Mit dieser Haube aus napoleonischer Zeit kann ich mich bei dem Empfang nicht blicken lassen“, verkündete Hedwig, keinen Widerspruch dulgend. „Auch mein Festkleid ist arg verschlissen“, setzte sie gleich noch hinzu. Carl seufzte, das versprach nichts Gutes. Er sollte sich nicht täuschen. Denn nicht nur die Hausherrin verlangte nach angemessener Garderobe, fehlte es Charlotte doch ganz allgemein an festlichem Vêtement. Auch Carl blieb nicht verschont: „Mit deinem abgewetzten Gehrock und dem verbeulten Zylinder kannst du vielleicht beim Lindenwirt Schoppen trinken, aber keinen Großherzog empfangen – und zum Barbier musst du auch!“ Hedwig war ganz in ihrem Element.

An den folgenden Abenden beugten sich Hedwig und Charlotte eifrig über die letzten Ausgaben des Wiener Journals. Sie waren auf jeden Fall entschieden für ein hochgeschürztes Kleid à la mode in warmem Ton und dazu eine Schute in Pastelltönen als Kopfbedeckung. Zu ihrer Ausstattung gehörten zwei, drei hübsche Tücher und ein paar bunte Bänder. Carl wünschte der Tag der Besorgungen wäre schon vorbei; doch den Kelch musste er zur Gänze leeren. Bereits früh am Morgen spannte Carl an und lenkte selbst den schon betagten Landauer nach Mainz. Das Kutschieren zählte zu seinen wenigen Vergnügungen, die ihn an die Zeit erinnerten, als er den Hof noch eigenhändig bewirtschaftet hatte.

Sie ließen die Kutsche im Hof von Christophs Weinhandel. Carl machte sich auf den Weg zum Hutmacher, während die Damen ihre Schritte zu ihrer Schneiderin lenkten. Carl war mit seinen Besorgungen und dem Gang zum Barbier rasch fertig, so dass er sich zum Café am Dom begab. Dort ließ er sich die neueste Spezialität aus Wien, die „Melange“, servieren. Danach kehrte er zum Handelshaus seines Bruders zurück und nutzte die Zeit um dort Geschäftliches zu besprechen. Vor allem galt es zu verkosten, welchen Wein man dem Großherzog wohl kredenzen könne. Erst am späten Nachmittag kehrten auch die Damen zurück – sie hatten lange gesucht, gewählt, probiert, ehe sie mit ihren Entscheidungen zufrieden waren. Erst mit Einbruch der Dämmerung kehrte die Familie heim.

Charlotte konnte den Tag kaum erwarten, da die neue Garderobe geliefert würde. Für sie war es das erste Ereignis, zu dem sie wie eine Dame gekleidet gehen würde. Das ließ sie die Kümmernisse um die leidige Eheschließung vergessen. Immer wieder ging sie mit der Mutter durch, was sie in Mainz bestellt hatten. Schließlich kam der Tag, an dem die ersehnte Ware geliefert wurde. Am Nachmittag verschwanden Mutter und Tochter im Obergeschoß, um alles anzuprobieren. Mit Stolz sah Hedwig, wie sich Charlotte vom Jungmädchen zu einer wunderschönen jungen Frau verwandelte. Erstmals wurde ihr sichtbar bewusst, dass eine Verbindung mit dem derben Johann Baptist völlig aussichtslos war. Carl und sie hatten Charlotte zu der Person erzogen, die sie jetzt wurde – sie war nicht die Tochter eines zugegeben wohlhabenden Bauern sondern eines Gutsbesitzers. Und Johann Baptist war nur dem Landbau zugetan – das war sein Lebensinhalt. Das musste Carl doch auch erkennen!

Vor dem Abendessen zeigten Mutter und Tochter aufgeregt ihre neuen Gewänder. Anna kam aus dem Staunen gar nicht heraus, rief ein ums andere Mal „oh“ „wie wunderbar“ und vieles mehr, betastete den Stoff und ließ die Bänder durch die Finger gleiten. Carl sah mit Genugtuung, wie hübsch seine Gemahlin aussah. Sie würde bei dem Fest eine würdige Bürgermeistersgattin sein. Mit Stirnrunzeln hingegen betrachtete er, wie Charlotte herausgeputzt war. Seiner Meinung nach hätte etwas weniger damenhaftes auch genügt. Aber die freudigen Augen der Tochter besänftigten ihn schließlich.

III

Morgen sollte nun der große Tag anbrechen. Carl schickte Alfred durch den ganzen Ort, um zu verkünden, dass am Folgetag kein Vieh auf der Straße herumlaufen und kein Schmutz auf den frisch hergerichteten Weg geworfen werden dürfe. Außerdem sollten sich alle Bewohner, auch das Gesinde, festlich bekleiden und gesittet benehmen. Raufereien unter den Jungen oder Getuschel der Mädchen habe zu unterbleiben. Alles in allem: D. müsse sich dem Herrscher in bester Verfassung zeigen.

Der Bürgermeister blieb trotzdem unruhig. Immer wieder fragte er sich, ob er etwas Wesentliches übersehen habe. In dieser Nacht wälzte er sich schlaflos im Bett, bis Hedwig ihn aus der gemeinsamen Schlafstube schickte, da sie nicht zur

Ruhe kommen könne. So saß Carl den Rest der Nacht beim Schein einer Kerze in seinem Sessel und ging den Ablauf ein ums andere Mal durch. Ab und zu fiel er in leichten Schlummer, immer wieder aufgeschreckt durch den Stundenschlag der Standuhr. Er konnte von Glück sagen, dass er im Schlaf nicht die Kerze umwarf und das ganze Haus in Brand gesteckt hätte. So fühlte er sich am Morgen des großen Ereignisses völlig gerädert. Nur Hedwigs besonders starker Kaffee (ein „Festtagstrunk“ wie sie sagte) vermochte seine Lebensgeister zu wecken.

Als die Uhr endlich elf geschlagen hatte, begab sich Carl in seinem neuen Sonntagsstaat aus dem Haus, um alles noch einmal zu inspizieren. Zum Glück war es ein sonniger, warmer Sommertag – der äußere Rahmen für den Empfang war hervorragend. Bald trafen auch die ersten Musiker und die Schaulustigen ein. Mit Freude sah der Bürgermeister wie sehr sich alle im Ort herausgeputzt hatten. Da trat Theophil auf ihn zu: „Herr Bürgermeister, wir sollten ein wachsames Auge auf einige Jünglinge haben – sie haben offensichtlich etwas ausgeheckt, was D. zum Nachteil gereichen könnte.“ Carl Hofmeister sah seinen Schreiber erstaunt an. „Ausgeheckt? Ja was denn bloß?“ Der Schreiber zuckte mit den Achseln. „Genaueres weiß ich nicht, nur wird im Ort so manches geredet.“ „Gut, dann sei du wachsam, aber nicht zu auffällig“, setzte Carl noch hinzu, „ich will meine Augen auch offenhalten.“

Schon nahte die Mittagsstunde, da sah man in der Ferne eine Staubwolke. „Das werden sie sein!“, „Sie kommen!“ riefen alle durcheinander und mahnten die Kinder sich ja ordentlich zu benehmen. „Sonst zieht euch der Großherzog persönlich die Ohren lang!“, drohten die Mütter mit einigem Erfolg. Denn selbst die Kleinsten verhielten sich still.

Als der Convoi die ersten Häuser erreichte, begannen die Turmbläser der Pfarrkirche zunächst etwas wackelig, auf jeden Fall aber laut mit der Fanfare. Dann intonierten sie, nun etwas sicherer den althessischen Reitermarsch aus der Zeit des Landgrafen Ludwig. Der Großherzog und seine Begleitung winkten huldvoll aus dem Innern der Kutsche – die Miene des Herrschers verhiieß Wohlgefallen. Doch plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht. Als der Bürgermeister sich umwandte erblickte er die Ursache des Zorns. Einige junge Männer, in vorderster Front Johann Baptist Becker, schwenkten die verfemte schwarz-rot-goldene Fahne. Zu allem Überfluss hatten sie sich auch noch Kokarden mit den gleichen Farben angeheftet.

So schnell wie heute hatte man den Bürgermeister noch nie laufen sehen. Als er die Gruppe erreichte, entriss er dem Fahnenträger das Tuch und warf es zu Boden. Inzwischen waren auch Theophil und Alfred herbeigeeilt; gemeinsam zerrten sie die Kokarden von den Joppen der Aufwiegler. „Verschwindet – und lasst euch nicht mehr blicken!“, herrschte er die Gruppe mit sich überschlagender Stimme an. „Ach ja, auch der Herr Jakobiner ist dabei“, bemerkte er spöttisch als er den Dorfschmied vor sich sah. „Das ist wider die Meinungsfreiheit“, empörte sich Ludwig Richter. Doch Carl Hofmeister ließ sich nicht beirren. Wie ein Rasender verscheuchte er die – wie er sich ausdrückte – „Ganovenbande“.

Tatsächlich trollte sich das aufrührerische Häuflein, hatte es doch für einen Moment die gewünschte Aufmerksamkeit erlangt.

IV

Mittlerweile hatten die Kutschen vor dem Lindenwirt angehalten. Als der Großherzog entstieg, begannen die Mädchen die Hymne für den Herrscher zu singen. Als sie die Strophe wiederholten fielen auch zahlreiche Schaulustige mit ein:

*Heil unserm Fürsten, Heil, Heil Hessens Fürsten, Heil
Fürst Ludwig Heil!
Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir flehn zu Dir:
Segne ihn für und für
Fürst Ludwig Heil!*

Der Großherzog lächelte erfreut und raunte dem Bürgermeister zu „sehr brav, sehr brav“. Dann setzte er die Frage hinzu, ob es denn gelungen sei, die Impertinenten in ihre Schranken zu weisen. „Gewiss, Königliche Hoheit. Das Gesindel wird Euer Auge nicht mehr beleidigen.“ Mit diesen Worten ging es hinein in die Gaststube, und die Gäste sowie die wichtigen Personen des Ortes nahmen die ihnen zugewiesenen Plätze ein. Der Lindenwirt hatte keine Mühe gescheut, um die Gaststube und die Tische festlich zu schmücken. Er hatte rot-weiße Blumensträuße auf die Tische gestellt und an der Wand das Porträt des verstorbenen Großherzogs mit Weinranken geschmückt. An seine Jacke hatte er seine Auszeichnungen aus den Befreiungskriegen geheftet, was den Herrscher dazu bewog, den Wirt nach seinen Kriegserlebnissen zu fragen.

Carl registrierte zufrieden das herrscherliche Wohlwollen und aus dem Augenwinkel beobachtete er den Pfarrer; dieser schien keineswegs pikiert zu sein, weil die Liaison des Großherzogs bei Tische saß. Er blickte vielmehr stolz im Raum herum, als wollte er allen verkünden, welche hohe Ehre – selbstverständlich verdiente – ihm zuteil geworden sei.

Zunächst wurde der Wein serviert – nun kam die große Stunde des Carl Hofmeister. Er spürte wie der Schweiß ausbrach, aber davon durfte er sich nicht beirren lassen. Er nahm sein Manuskript, erhob sein Glas und begann, zunächst etwas unsicher, bald aber mit fester Stimme:

„Königliche Hoheit – für D. ist es eine hohe Ehre, Euch, den verehrten Erbgroßherzog, den hochwohlgeborenen Präsidenten des Gesamtministeriums sowie Eure holde Begleitung (das war ihm heute Morgen gerade noch rechtzeitig eingefallen) hier begrüßen zu dürfen. Genauso erfreut sind wir über die Anwesenheit so zahlreicher Würdenträger aus unserem Großherzogtum. Ich sage bewusst „unseres“, denn wir in Rheinhessen sind ja sozusagen das jüngste Landeskind. Doch wir – und hier spreche ich für die Herren des Rates ebenso wie für die gesamte Bevölkerung – fühlen uns im Großherzogtum sehr wohl aufgehoben. Wir sind dankbar, dass nun seit langem Friede im Land herrscht.“

Denn in Frieden seiner Arbeit nachgehen zu können – das ist es, was jeder rechtschaffene Mann für sich und die Seinen wünscht.

Unser Ort kann auf eine lange glorreiche Geschichte zurückblicken. Schon zu Zeiten des Kaisers Maximilian war D. Schauplatz großer Ereignisse. Wenn wir uns heute eher von der beschaulichen Seite zeigen, dann nicht, weil wir dem Müßiggange frönen. Wir haben uns der Landwirtschaft verschrieben, die nicht nur uns sondern auch das ganze Land ernähren soll. Dass es Jahre gibt, in denen wir dem Boden die Frucht nur mühsam abringen können, ist Eurer Königlichen Hoheit nicht verborgen geblieben. Und so danken wir Euch für die weise Voraussicht und die großzügige Unterstützung in schweren Zeiten. Möge der Herrgott (auf dem Gesicht des Pfarrers zeichnete sich ein wohlgefälliges Lächeln ab) unserem Land seinen Segen schenken, damit auch unsere Kinder ein auskömmliches Leben in Frieden führen können.

Ich erhebe", er blickte in das Rund, „mein Glas und sage ein Dreifaches Vivat auf unseren Herrscher und auf das Gedeihen unseres ganzen Landes!"

Zahlreich erscholl nun ein vielstimmiges „Vivat, vivat, vivat“. Dann erhob sich der Großherzog, dankte für den ausgezeichneten Empfang, lobte den Tropfen im Glas und die vorzügliche Rede des Bürgermeisters. „Ihr seid wahrlich ein Meister Eures Faches“, lobte er, so dass Carl Hofmeister ganz rot anlief. „In wohlgesetzten Worten habt Ihr bewiesen, dass mein Adjunkt klug gehandelt hat, als er D. als Station auf unserer Rundreise auswählte. Ihr habt uns einen vortrefflichen Empfang bereitet, wobei mein besonderer Dank den Bläsern, vor allem aber dem entzückenden Vortrag der holden Jungfrauen gilt.

Ihr habt die große Geschichte und Bedeutung Eures Ortes beschworen, die wiederzubeleben ich gerne beitragen will. So habe ich mit dem Präsidenten kürzlich erörtert, die Verbindung zwischen Mainz und D. durch eine gepflasterte Wegstrecke zu verbessern. Denn Handel und Wandel brauchen gute Wege, wie schon einst der vielgerühmte Johann Joachim Becher, der ja auch in Mainz gewirkt hat, bemerkte. Dies soll meine Wertschätzung für Eure strebsame und treue Verbundenheit zu Uns zum Ausdruck bringen.

Euch aber möchte ich für die umsichtige Art Eures Ort zu dienen heute mit einer besonderen Auszeichnung beehren und Euch zum Ritter der zweiten Klasse ernennen." Carl wurde bei diesen Worten bis über beide Ohren rot und stammelte ganz verlegen seinen Dank für diese Ehre; sie sei Ihm Ansporn noch eifriger für die Gemeinschaft zu dienen. Als der Adjunkt den Orden Carl ans Revers heftete, blickten manche Frauen etwas neidisch auf Hedwig, die aber bescheiden zu Boden blickte und nur murmelte ‚das sei doch gar nicht nötig‘.

Erneut erhoben sich laute Vivat-Rufe und andere Bezeugungen der Begeisterung, die zu bändigen der Bürgermeister rechte Mühe hatte. Mit einigen Worten des Dankes setzte sich der hohe Gast. Schließlich winkte er das Käthchen herbei, fragte nach seinem Namen und bat sie doch ein hübsches Liedlein vorzutragen. „Denn“, ergänzte er, „man sagt, dass du eine sehr schöne Stimme hast.“ Käthchen wurde ganz rot und verlegen. Doch ihr Vater holte schon die Laute und

schlug ein paar Akkorde. Schließlich setzte Käthchens Stimme ein und brachte Mozarts „Sehnsucht nach dem Frühlinge“ sowie Schuberts Lied vom Lindenbaum am Brunnen vor dem Tore zu Gehör. „Sehr hübsch!“, rief die Dame vom Theater und der Großherzog klatschte in die Hände. Schnell lief das Käthchen davon – denn die Suppe galt es jetzt aufzutragen.

V

Längst war der Großherzog mit seiner Entourage fortgezogen, da saßen die Herren noch immer beim Lindenwirt und ließen den so erfolgreichen Tag an sich vorüberziehen. Wäre da nur nicht der Ärger mit den aufwieglerischen Elementen gewesen. Carl hatte noch gut die Worte des Präsidenten zum Abschied im Ohr. „Halten Sie diese ‚Subjekte‘ im Zaum, wenn Ihnen die Gunst des Herzogs lieb ist!“ Er hatte dem Präsidenten eifrig zugestimmt. Doch dieser Satz nagte den ganzen Abend an ihm. Wenn diese ‚Subjekte‘ die neue Straße gefährdeten ... Carl mochte sich die Schande gar nicht ausmalen!

Käthchen hingegen strahlte voller Glück, hatte doch die ‚schöne Dame‘, wie das Kind sich ausdrückte, ihren Gesang in höchsten Tönen gelobt und sie ermuntert, dereinst den Weg zum Theater zu finden. Doch als sie das ihrem Vater stolz erzählte, wurde dieser unwirsch. „Du bleibst schön hier – das Theater ist nur etwas für lose Flittchen!“ Käthchen hatte keine Ahnung, was ein ‚loses Flittchen‘ sein könnte; es musste aber etwas ganz Schlimmes sein, so wie der Vater es gesagt hatte. Trotzdem träumte es heimlich davon, auf der Bühne zu stehen und vor einem großen Publikum zu spielen und zu singen.

„Ich schäme mich für meinen Sohn“, klagte Jean Becker. „Er ist kein schlechter Junge, aber der Umgang mit dem Schmied und einigen Heißspornen tut ihm nicht gut. Aber er hört nicht auf mich. Wenn ich ihn anspreche, dreht er sich nur stumm um und lässt mich stehen. Wo ist nur die auctoritas des Vaters geblieben.“ „Recht sprechen Sie“, fiel der Pfarrer ein. „Die jungen Leute machen, was sie wollen. Wir brauchen wieder Zucht! Ein paar Jahre unter den Soldaten würden sie schon parieren lehren.“ Der Lehrer Homburg widersprach vorsichtig, es seien nur wenige, die aus der Art geschlagen seien; meistens seien die Jungen und Mädchen zwar oft ungestüm, in ihren Herzen aber recht brav.“ So drehte sich die Diskussion in gewohnten Bahnen, bis der Wein obsiegte ...

Derweil hatten sich in der Schmiede jene Jünglinge eingefunden, die mit ihren verfemten Farben für so viel Aufregung gesorgt hatten. „Wir haben“, eröffnete der Schmied das Gespräch, „gezeigt, dass es nicht nur lammfromme Untertanen sondern auch kritische Geister in unserem Ort gibt. Gewiss hat uns unser so unterwürfiger Bürgermeister – denkt nur an diese kriecherische Rede heute Mittag – beim Großherzog fleißig angeschwärzt. Dafür hat er sich gleich einen Orden verdient. Was wird er damit durch den Ort stolzieren! Er nennt sich liberal, betreibt aber fleißig das Geschäft der Reaktionäre in den deutschen Landen. Aber das soll uns nicht schrecken!“

Franz, sonst sehr schweigsam, räusperte sich. „Vater, was sollen wir denn aber jetzt tun? Wir können doch nicht den ganzen lieben Tag mit diesen Kokarden

herumlaufen.“ Zustimmendes Gemurmel zeigte, dass Franz vielen aus dem Herzen gesprochen hatte, sahen sie doch die Demonstration ihrer Gesinnung ohne rechtes Ziel. Denn die Staatsmacht war viel zu stark, als dass einzelne dagegen etwas ausrichten konnten. Mit der Drohung ihnen den Prozess zu machen wollte die Regierung sie gefügig machen – und oft genug fruchtete dieses Mittel ja auch. Sie konnten viele in der Umgebung nennen, die die Krallen beim ersten Anzeichen von Gefahr wieder eingezogen hatten.

Doch der Schmied ließ nicht locker: „Im Herbst, wenn die Zeit dafür gekommen ist, sollten wir einen Freiheitsbaum pflanzen, der als Zeichen gegen die Unterdrückung des freien Wortes und die politischen Missstände im Land dienen soll. So haben es schon unsere Väter getan, als der Geist des Aufbruchs aus Frankreich zu uns herüber kam. Außerdem“, er senkte jetzt die Stimme, „wird davon gesprochen, im kommenden Jahr ein großes Freiheitsfest zu begehen. Je mehr von uns dorthin ziehen, umso machtvoller wird unsere Stimme für die Freiheit sein.“

Die Worte des alten Jakobiners wollten nicht recht überzeugen. „Soll denn der Großherzog gestürzt werden? Wer soll uns denn dann regieren?“ Der Schmied schüttelte den Kopf. „Nein, er mag auch weiterhin an der Spitze des Landes stehen – niemand will Köpfe rollen sehen, wie vor vier Jahrzehnten in Paris. Aber er soll sich einer Konstitution unterwerfen, die die echte Mitsprache des Volkes sichert. Ernennungen und Gesetze sollen nicht durch den Herrscher und eine kleine Clique beschlossen werden sondern durch ein richtiges Parlament, für das jeder freie Mann seine Stimme abgeben kann.“ Nachdenklich gingen die jungen Leute nach Hause.

Der Abend war noch nicht sehr weit vorangeschritten, als Carl sein Haus betrat. Hedwig blätterte in ihrem Wiener Journal, während Charlotte in ein Buch vertieft war. „Sei begrüßt, großer Held“, sagte Hedwig mit etwas spöttischem Unterton, „du warst ja recht devot gegenüber dem Großherzog. Aber vielleicht bringt das uns ja nicht nur einen schönen Orden sondern eine gepflasterte Straße nach Mainz.“ Carl runzelte die Stirn, etwas mehr Enthusiasmus seiner Gattin hätte er sich schon gewünscht. „Übrigens“, fuhr Hedwig fort, „mit dem Johann Baptist ist es jetzt wohl aus.“ „Nun“, Carl wusste darauf nicht so recht zu antworten, „er hat einen ungünstigen Eindruck hinterlassen. Da hast du wohl Recht.“

Hedwig wurde direkter. „Du willst doch wohl nicht noch immer unsere Tochter mit einem Grobian verheiraten, der mit einem Bein im Gefängnis sitzt – nur weil die Ländereien so gut passen?“ „Lass mich bitte ein paar Tage die Ereignisse des heutigen Tages überdenken. Ich glaube aber nicht, dass der Auftritt der Burschen für sie üble Folgen haben wird.“ Hedwig blickte hinter ihrer Zeitung zu ihrer Tochter und beide wechselten lächelnd einen wissenden Blick.

VI

Carl bekam gar jedoch keine Zeit zum Überlegen. Denn am folgenden Morgen stand schon früh Jean Becker in der Tür. „Komm herein ins Kontor“, rief Carl noch mit dem Morgenrock bekleidet. „Setz Dich; was führt Dich zu so zeitiger

Stunde zu uns?“ Der Freund blieb indes stehen und nestelte an seinem Hut. „Carl“, er stockte, „du weißt, was gestern geschehen ist. Der Junge macht seine Arbeit auf dem Hof ja gut; aber dieses ganze aufrührerische Getue ... Er ist alt genug, um für sich selbst zu entscheiden. Der Ludwig Richter mag ihn in seinen Überzeugungen noch bestärken, aber die einzige Ursache ist Herr Malcontent gewiss nicht. Wie soll der Junge eine so bezaubernde und anstellige Jungfrau wie eure Charlotte heimführen und mit ihr einen rechtschaffenen Hausstand gründen?“ „Ich bitte dich, ich werde mit den jungen Leuten schon noch ein ernstes Wort reden“, begann der Bürgermeister, doch Becker bedeutete ihm zu schweigen. „Carl, dir und auch Hedwig kann ich eine solche Verbindung nicht mehr zumuten. Die jungen Leute sind ja auch nun – das sieht jeder im Ort – auch nicht gerade ein trautes Liebespaar. Ich bin gekommen, um dich von unserem gemeinsamen Versprechen zu entbinden.“

„Bist du nicht etwas übereilt, Jean, wird die Hitze nicht bald verfliegen?“ Carl mochte an so ein abruptes Ende nicht so recht glauben. Doch Jean fuhr fort. „Nein, mein Entschluss ist endgültig. Was glaubst du denn wird man in Darmstadt denken, wenn du, gerade frisch dekoriert, deine Tochter mit einem verdächtigen Subjekt vermählst? Die Herren der Regierung werden schnell aus dieser Verbindung ihre Schlüsse ziehen. Lass uns gut Freund bleiben – aber lass jedem seine Sorgen um Tochter oder Sohn.“

Carl ging auf seinen alten Freund zu und nahm ihn in den Arm. „Ja, vielleicht hast du Recht. Aber willst du denn die Hoffnung aufgeben, dass der Johann Baptist wieder auf den rechten Weg zurückkehrt?“ „Ja, Carl, das hoffe ich, wenn auch nicht sehr überzeugt– denn schon aus Eigennutz muss ich doch darauf bauen, dass er den Hof dereinst übernimmt. Du weißt, dass der Zweite, Philipp, dazu nicht taugt. Aber soll ich euch und Charlotte bitten zu warten, bis vielleicht einmal die Läuterung eintritt?“ Gesenkten Hauptes schritt er zur Tür. Carl klopfte ihm noch einmal aufmunternd auf die Schulter und sah ihm lange nachdenklich hinterher.

Im Nebenzimmer saßen Hedwig und ihre Tochter und hatten angestrengt dem Gespräch der beiden Männer gelauscht. Sie wussten nicht, ob sie Freude für sich, oder doch eher Mitleid mit dem alten Becker empfinden sollten. Ihm war dieser Schritt sicher nicht leicht gefallen und die beiden Frauen ahnten die Sorgen, die ihn jetzt drückten. Aber Erleichterung zeichnete sich in ihren Mienen auch ab, denn der Vater konnte nun nicht mehr auf der Verbindung der beiden jungen Leute pochen. Bevor Carl allerdings in die Stube kommen konnte, waren Mutter und Tochter schon in der Küche, um Anna beim Einwecken von Obst und Kompott zu helfen. Der Vater würde schon noch die neue Situation schildern, wussten sie doch, dass er Neuigkeiten nur schlecht für sich behalten konnte. Auf Annas neugierige Fragen, was denn der Herr Becker so früh gewollt habe, zuckten Mutter und Tochter nur die Achseln. „Das wissen wir auch nicht, aber wenn es für uns wichtig ist, wird es der Hausherr bestimmt verkünden.“

Das gemeinsame Mahl verlief schweigsam. Carl Hofmeister wusste nicht recht wie er beginnen sollte. Hedwig wiederum gab ihm kein Stichwort, mit dem er auf

den Besuch von Johann Baptists Vater hätte eingehen können. Schweiß perlte auf seiner Stirn, so dass Hedwig besorgt fragte, ob ihm nicht wohl sei. „Doch, doch“, murmelte er, „es ist nur ...“ Er verstummte für eine Weile. Dann platzte es aus ihm heraus. „Der alte Becker will nicht mehr!“ Hedwig tat arglos: „Was denn?“ Carl nahm sein Taschentuch und wischte sich über Gesicht und um den Hals. „Ach du weißt doch: Er hat sein Versprechen zur Vermählung unserer Kinder zurückgenommen.“ Hedwig nickte verständnisvoll. „Aber das war doch das Anständigste was er tun konnte, nachdem sein Sohn sich dermaßen kompromittiert hatte. Wie hättest du, wie hätte Charlotte dagestanden?“

Der Mann suchte nach den rechten Worten. „Natürlich verstehe ich das, aber das muss doch nicht für ewig gelten! Verstehst du denn nicht: Wer soll dereinst unseren Hof führen, wenn nicht ein tüchtiger Schwiegersohn? Der alte Becker wird für den Johann Baptist schon ein passendes Eheweib finden. Aber was wird mit Charlotte?“ Hedwig wollte etwas erwidern, doch Carl gebot ihr Einhalt. „Ich weiß, das junge Fräulein hofft auf diesen lutherischen Wundpflastermann aus Mainz. Ich will nicht bestreiten, dass er sich anstellig zu benehmen weiß – aber taugt er auch zur Bewirtschaftung unserer Ländereien? Würde er sich überhaupt in unserem Orte niederlassen, wo er doch so viel herumgekommen ist?“ Die Sorgen treiben mich um, Tag und Nacht. Ich tue es selten, aber heute bete ich gen Himmel, dass sich noch eine glückliche Fügung ergibt.“

Hedwig ging zu ihrem Mann hinüber und strich ihm die nassen Haare aus dem Gesicht. „Ich verstehe dich Carl; auch ich Sorge mich, was aus Charlotte und aus uns werden soll. Wir können jetzt nichts auf raschem Wege erwirken. Wir sollten unser aller Schicksal in des HERRN Hände legen. Das Beste ist, wir lassen ein wenig Zeit vergehen. Ich will mit Charlotte reden – überlass das der mütterlichen Fürsorge.“ Dann ließ sie Anna den Tisch abräumen und setzte sich an ihre Näharbeit – ein feines Tuch für den Gemahl zu seinem Geburtstag.

VII

Als Carl Hofmeister am nächsten Tag das Haus verlassen hatte, um mit dem Advokaten Bamberger die Veräußerung des Faßbenderschen Anwesens zu besprechen, nahm Hedwig sich die Tochter zur Seite. „Charlotte, mit dem Johann Baptist es nun aus; du hast es selbst gehört. Aber damit ist für die Zukunft nichts klarer geworden. Du weißt, dass du dieses ganze Anwesen erben wirst. Werden dein künftiger Gemahl – wer auch immer es sein mag – und du den Hof fortführen können, wenn uns die Last zu beschwerlich geworden ist? Verstehe deinen Vater, dass er dies bei Tag und Nacht bedenkt. Und auch ich mache mir viele Sorgen.“

Vielleicht zum ersten Mal wurde der jungen Frau bewusst, dass allein der Zauber der zarten und schwärmerischen Liebe nicht für das ganze Leben reichen würde. Sie war nicht allein auf der Welt – die Verantwortung für die Eltern, wenn diese einmal alt sein würden, stand jetzt deutlich vor ihren Augen. Mit Friedrich hatte sie noch nie über eine gemeinsame Zukunft gesprochen – zu fern, zu unerreichbar war ihr (und sicher auch ihm) dies bisher erschienen. Wäre er

bereit, ein Leben als Gutsbesitzer zu führen? Würde er sich in diesen Ort, der ja vorwiegend aus größeren und kleineren Gehöften bestand, und dessen Gesellschaft eingewöhnen, zudem noch als Lutheraner? Und würde er den Vater überzeugen können, dass er tüchtig anzupacken wisse? Sie antwortete der Mutter nicht sondern beugte sich über ihre Näharbeit.

Der Advokat Bamberger hatte dem Bürgermeister Positives zu berichten. „Zum Glück hat der Herr Faßbender keinen Schuldschein mit seinem Hof als Sicherheit unterzeichnet. So ist das Anwesen dem Zugriff in Sachen Ehrenschnulden entzogen. Ich sage Euch: Zum Glück. Denn unter den Spielern sind einige übel beleumundete Gesellen. Leider kann die Obrigkeit sie nie in flagranti ertappen. Aber jetzt zum eigentlichen Anlass: Ich habe zwei Interessenten für den Faßbenderschen Hof. Das eine ist ein Kaufmann aus Bingen, der das Objekt verpachten möchte. Der andere ist – Ihr werdet staunen – Euer Dorfschmied!“

Carl verschlug es fast die Sprache. Ausgerechnet der Jakobiner! Woher hatte der denn das Geld? Aber laut fragte er zur Vorsicht: „Ihr meint den Ludwig Richter?“ „Genau den“, entgegnete der Advokat, „er hat erstklassige Wechsel, ausgestellt auf ein Geldhaus in Amsterdam, vorzuweisen. Er will das Gehöft für seinen Zweitgeborenen. Die Mägde und Knechte wird er übernehmen.“ Carl hatte den Mund noch gar nicht zusperren können. Das wäre die Sensation im Ort. Der Advokat, der über die politischen Ansichten des Dorfschmieds nicht viel wusste, setzte hinzu: „Mir scheint das die beste Lösung – so bleibt der Hof in der Ortsgemeinschaft; und der junge Richter blickt in eine gesicherte Zukunft.“ „Ja, ja“, war das Einzige, was er dazu sagen konnte. Der Advokat erklärte mit dem Bruder des Verstorbenen Kontakt aufzunehmen, um das Geschäft besiegeln zu können.

Die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Ort. Johann Richter, ein aufgeweckter Junge von gut 20 Jahren, war trotz seines aufrührerischen Vaters im Ort beliebt. Er war freundlich und zuvorkommend und zeigte an der Landwirtschaft viel Interesse; er half auf dem Beckerschen Hof und hatte bereits vom alten Jean und Johann Baptist gelernt. Daher war es nicht überraschend, dass der Junge Bauer werden wollte. Aber dass der Vater in der Lage war, den Kaufpreis zu entrichten, verblüffte alle. „Warum“, erklärte der Schmied auf manches Getuschel trotzig, „darf ein redlicher Republikaner nicht Geld verdienen? Ist es verboten, für Freiheit und Gerechtigkeit einzutreten und gleichzeitig gute Geschäfte zu tätigen?“

Liese und Jakob, die auf dem Faßbenderschen Hofe Dienst getan hatten, waren es zufrieden. Auch wenn der Jungbauer noch recht jung war, so glaubten sie mit ihm recht auskommen zu können, Hauptsache er brachte eine gute Frau ins Haus. Der Streit mit der Nachbarswitwe hätte dann vielleicht sein Ende. Seit längerem war Johann der Elisabeth vom Rebenhof versprochen, doch war das Mädchen für die Heirat noch zu jung – einige Jahre würden bis dahin wohl noch ins Land gehen.

So schien sich der Himmel über D. freundlich aufzuhellen; doch bald schon zogen wieder düstere Wolken auf, die die Gemeinschaft zutiefst erschüttern sollten...